

GEO SAISON

www.geo-saison.de

wie die Italiener und fluchen wie die Russen.
Sie sind gemein zueinander
und nett zu Fremden.
Und vor allem sehen sie
grundsätzlich schwarz

Der Schriftsteller Péter Zilahy beschreibt seine Landsleute, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Er wurde in Budapest geboren, das macht ihn zum idealen Stadtführer

„Die Ungarn fahren Auto“

Die St.-Stephanskirche wird auch „Basilika“ genannt, obwohl sie keine ist. Unten: Am Ende der Freiheitsbrücke liegt das Hotel Gellért



A

IN EINEM HEISSEN, WOLKENLOSEN TAG SITZT PÉTER ZILAHY

auf dem Flachdach seines Hauses auf dem Budapester Freiheitsberg und beobachtet ein Falkenpärchen, das über dem nahen Friedhof Farkasrét seine Kreise zieht. Im Zweiten Weltkrieg verschanzten sich dort die Soldaten der Roten Armee, es heißt, dass die Geister der Gefallenen noch immer zwischen den Grabgewölben und Krypten ihren Spuk treiben. Die Deutschen lagen damals auf der anderen Seite des Hügel, und das Anwesen der Zilahys hatte das Pech, direkt zwischen den Linien zu stehen. Die Handgranate eines russischen Soldaten und einige Fässer Benzin verwandelten das Haus von Péters Großvater in ein großes Loch im Boden. Auf diesem Loch errichtete der nächste Zilahy, Péters Vater, ein neues Haus, und auf dem Loch, das davon übrig blieb, steht heute das Haus, in dem Péter mit seiner Familie lebt.

„Budapest ist die Stadt der Löcher“, sagt er. So hat er es auch in seinem Buch beschrieben: „In einer durchlöcherten Stadt wurde ich geboren.“ Immer wieder ist sie überrannt und verwüstet worden, diese durchlöcherte Stadt an der Peripherie Mitteleuropas, mal von den Hunnen, mal von den Mongolen oder den Türken, und ganz wie der russische Kommandeur hinterließen die Eroberer Löcher, wo zuvor Häuser waren. Es ist noch immer ein beliebtes Gesprächsthema unter Budapestern, ob dieses oder jenes Loch an einer Fassade von den Einschüssen aus den Gefechten 1944 stammt oder vom Aufstand, der 1956 niedergeschlagen wurde. Und heute, in unseren friedlicheren Tagen, sind es die Architekten und die Immobilienspekulanten, die frische Löcher in das Gefüge der Stadt sprengen, um ihre glitzernden Bürotürme, ihre Einkaufszentren und Parkhäuser zu bauen.

Péter Zilahy ist ein guter Geschichtenerzähler. Ein koboldhafter Lockenkopf mit träger Stimme und müden Augen. Ab und an, wenn er von seiner Familie und der Stadt berichtet, zeigt er mit gestreckter Hand auf ein Detail in ▶

Bad Budapest: Rund 120 Thermalquellen gibt es in der Stadt – eine von ihnen speist das pompöse Széchenyi-Bad



der weiten Aussicht, Richtung Gellértberg etwa, wo eine 14 Meter hohe Frauenstatue steht. Ursprünglich hielt die Figur einen Propeller, zum Gedenken an den im Zweiten Weltkrieg abgestürzten Sohn des Reichsverwesers Horthy. Nach dem Sieg der Roten Armee wurde der Propeller hastig durch einen Palmzweig ersetzt und die Figur zur Freiheitsstatue erklärt. Wenig respektvoll nennen die Budapester sie wegen ihrer über dem Kopf erhobenen Hände aber lieber „Bieröffner“. Péter lacht lautlos mit leicht zurückgelegtem Kopf. Er kann mühelos von Batu Khans Goldener Mongolenhorde zum EU-Beitritt springen, von der gefürchteten Kampftechnik der Magyaren, die ihre Pfeile während des Reitens nach hinten abzuschließen vermochten, zum ungarischen Erfinder des Kugelschreibers. Alle kleinen osteuropäischen Länder hätten dieses starke Geschichtsbewusstsein, sagt er, das sei Ausdruck ihres Minderwertigkeitskomplexes.

Seit den Tagen seines Großvaters hat sich die Landschaft auf dem Freiheitsberg verändert. Der blickte noch auf Weinberge und Obstgärten, auf eine einzige ungepflasterte Straße und auf die schiefen Hütten von Bauern und Dienstboten. Heute sieht man schmucke neue Häuser und sozialistische Mietskasernen an asphaltierten Wegen. Man sieht die grünen, lichten Hügel Budas, das funkelnde Band der Donau und dahinter die endlose, flache Ebene von Pest mit ihrem Häusermeer.



Kaffeehauskultur wie zu K.u.k.-Zeiten: Kellner im „Centrál“

DORT AUF DER ANDEREN SEITE BEGINNE ASIEN, sagen die Leute aus Buda mit leichter Verachtung, und sie sagen auch, dass es nur einen vernünftigen Grund gebe, über die Donau nach Pest zu fahren: um vom gegenüberliegenden Ufer auf ihr so viel schöneres Buda zu blicken. Das ist natürlich nicht wahr. Pest war immer der lebendigere und geschäftigere Teil Budapests. Hier leben die meisten Menschen, hier findet man Theater und Kneipen, Bibliotheken und Verwaltungsgebäude. Und in Pest kann man noch ein Stück Stadt entdecken, das im sorgsam restaurierten Budaer Burgviertel mit seinen bunten Fassaden, an der von Touristen belagerten Fischerbastei oder an der berühmten Kettenbrücke verloren gegangen ist. Es ist ein Viertel mit Löchern: Einschusslöcher an den Gebäuden, Schlaglöcher in den Straßen, Lücken in Häuserzeilen, brache Hinterhöfe mit schwarzen Schlitzfenstern, die einmal Fenster waren. Die Elisabethstadt im VII. Bezirk – traditionell jüdisches Viertel, während des Krieges jüdisches Ghetto – lässt erahnen, wie Budapest früher war. Dabei

ist es heute der Ort, an dem Neues passiert, wo sich die Jungen ihren Platz zwischen den Ruinen suchen.

Das „Szimpla“ ist ein solcher Platz: eine geräumige Kneipe in einem abbruchreifen Haus, mit einem großen Biergarten, einer langen Theke, einem Open-Air-Kino im Hinterhof. Der Eingang führt durch ein ostalisch eingerichtetes Wohnzimmer, in dunklen Winkeln stehen Tischtennisplatten und Kicker. Es ist ein bisschen wie in Ost-Berlin direkt nach der Wende: provisorische Kneipen in Ruinenhöfen, im ersten Sommer brechend voll, im nächsten vielleicht schon wieder verschwunden. Péter Zilahy steht an der Bar, in der einen Hand einen Gin Tonic, ▶



Im Restaurant „Kispipa“ im jüdischen Viertel ist der Tisch liebevoll dekoriert (o.). Die Tour in einem alten Reisebus macht neugierig (re.). Auf dem Gellértberg liegen einem die Donau und das flache Pest am Ostufer zu Füßen (u.)



in der anderen eine Zigarette, und erzählt vom Nachtleben seiner Jugend. „In den späten Achtzigern, unter der Diktatur, war es wunderbar“, sagt er, der 1970 geboren wurde. „Es gab zwar wenige Clubs, aber immer irgendwo eine private Party. Die Leute trafen sich zu Hause, weil sie dort ungestört sein konnten.“ Die Stimmung war entspannt und die Polizei noch so naiv, dass sie Joints für eine übelriechende Zigarettensorte hielt. Dann kam die Wende, und plötzlich sollte alles so sein wie im Westen: schicke, glitzernde Bars mit Spiegeln und Neonröhren, alle ähnlich, alle austauschbar. „Jeder war verwirrt und wollte auf den Zug nach Westen aufspringen. Aber jetzt, seit ein paar Jahren, hat man sich wieder beruhigt, und es gibt Orte wie diesen hier.“

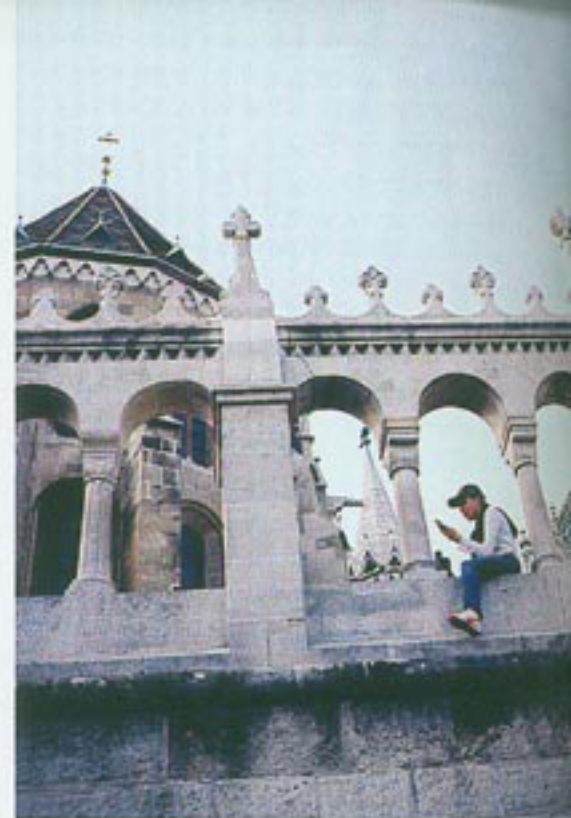
Péter Zilahy ist etwas älter als die meisten Gäste im „Szimpla“. Seine Volljährigkeit fiel ungefähr mit dem Umbruch des Systems zusammen, und wie viele seiner Generation ist er dann erst einmal weit gereist: Amerika, Europa, China. Im Winter 96/97 war er in Belgrad und erlebte mit, wie die Studenten auf die Straßen gingen, um gegen den Wahlbetrug Miloševićs zu demonstrieren. Davon erzählt sein Buch „Die letzte Fenstergiraffe“. Aber es geht darin auch um Ungarns Geschichte und um die seiner Familie, um Budapest, Revolutionen und den Kommunismus. Tito und Dracula, Karl May und Stalin, der Sarajevo-Attentäter Gavrilo Princip, Aphrodite und Péters Vater – das sind nur einige Figuren, die die Bühne seines Buchs betreten. Über letzteren schreibt er: „Mein Vater war das Beste am alten System. Er lebte im real existierenden Sozialismus, als existiere der gar nicht. Er erzog seine Söhne gemäß seinen ritterlichen Prinzipien.“ Den Titel seines „Revolutions-Alphabets“ hat er sich von einem sozialistischen Kinderlexikon aus den Siebzigern geliehen, „weil wir im Kommunismus alle wie Kinder behandelt wurden“. „Ablak-Zsiráf“ hieß es, „Von Fenster bis Giraffe“.

PÉTER ZILAHY SCHREIBT ABER NICHT NUR BÜCHER, er ist auch Fotograf, Maler, Grafiker und Verleger. Der Schriftsteller Arnon Grunberg hat ihn den „Andy Warhol Ungarns“ genannt. Seine Landsleute beschreibt Péter so: „Die Ungarn fahren Auto wie die Italiener und fluchen wie die Russen. Sie sind gemein zueinander und nett zu Fremden. Und vor allem sehen sie grundsätzlich schwarz – die Enttäuschung war riesig, als Ungarn vor ein paar Jahren von Platz eins auf Platz fünf der Selbstmordstatistik fiel.“

Schwarz sehen viele auch für die Zukunft der Elisabethstadt. Denn nicht nur Studenten und junge Leute haben das Viertel entdeckt, sondern auch die Bauunternehmer.

Das hat mit der Lage zu tun: Zur Innenstadt mit seiner Fußgängerzone und zum Ufer der Donau sind es nur ein paar Minuten, der drei Kilometer lange Prachtboulevard Andrásy út liegt gleich im Westen. Noch sind die Grundstückspreise niedrig, und darum müssen immer mehr der alten Gebäude Platz machen für Apartmentblocks und Bürosilos, Parkplätze und Supermärkte.

Wenn man das „Szimpla“ verlässt und sich seinen Weg sucht durch die schmalen Gassen des Viertels, fühlt man sich noch wie in einem Shtetl des 19. Jahrhunderts: koschere Konditoreien in reich verzierten ▶



„Welch herrlicher Kitsch“, schrieb der Autor Antal Szerb über die Fischerbastei



Jugendstilhäusern, verschnörkelte Straßenlaternen, das verwitterte Ladenschild eines Spielkartenherstellers an einer maroden Fassade. Toreinfahrten führen in dunkle Hinterhöfe, manchmal fünf, sechs nacheinander, in denen es nach gebratenen Zwiebeln riecht und schwermütige Radiomusik aus den oberen Etagen weht. Auf einem Balkon schläft eine schwarze Katze, Wäsche hängt zum Trocknen aus, zerrupfte Tauben dösen unter bröckelndem Putz. Auf den Straßen begegnet man gebeugten alten Frauen, orthodoxen Juden mit schwarzem Hut und Schläfenlocken und immer mehr jungen Leuten, die sich ihre eigene Infrastruktur geschaffen haben: ein Internet-Café neben einem jiddischen Restaurant, ein Copy-Shop, ein Fahrradverleih. Und Kneipen wie das „Szimpla“, „Szoda“ oder „Dupla“.

Bis zum Zweiten Weltkrieg lebten mehr als 200 000 Juden in Budapest, die meisten in der Elisabethstadt. 1944 machten die deutschen Besatzer das Viertel zum Ghetto, umgeben von einer Backsteinmauer mit vier bewachten Toren. Eine Trauerweide aus Metall im Garten der Dohány-Synagoge am südlichen Rand der Elisabethstadt erinnert heute an die Opfer des Holocaust. Direkt neben der Synagoge wurde 1860 der Begründer der zionistischen Bewegung, Theodor Herzl, geboren.



Schnell, preisgünstig und sehr kommunikativ: mit der Tram durch die Stadt

UND HIER, IN DER DOHÁNY UTCA, DER „TABA-K-STRASSE“, wuchs in den sechziger Jahren auch Lajos Adamik auf. „Es war ein sehr armes Viertel“, erinnert er sich. „Wir lebten in einer dunklen Wohnung im Hinterhof, ohne Klo und Bad. Einmal die Woche durften wir Kinder bei den Nachbarn in die Wanne.“ Arbeiter und Handwerker bewohnten damals die Elisabethstadt, das jüdische Leben fand im Kommunismus nur versteckt statt. Erst mit der Wende hat sich das geändert. Lajos Adamik, ein großer, ruhiger Mann mit Nickelbrille und Halbglatze, arbeitet heute als Übersetzer. Er hat Arno Schmidt und die Märchen der Gebrüder Grimm ins Ungarische übertragen und ungarische Dichter ins Deutsche.

Familienziel: Im Stadtwäldchen sind auch Zoo, Museen und ein Zirkus zu finden. Unten: Die Elisabethbrücke wurde nach Kaiserin Sisi benannt

Passenderweise sitzt er an diesem Nachmittag im „Eckermann“ an der Andrassy út, einem germanophilen Café mit deutschen Zeitungen und deutschem Besitzer. In einer Ecke des Cafés, gleich neben dem Eingang, erinnert eine Art Schrein mit Fotos und Totenmaske an Endre Ady, einen der berühmtesten Dichter Ungarns, der hier Stammgast war. Damals, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hieß das Eckermann noch „Három Holló“ – „Drei Raben“. Über 500 Kaffeehäuser gab es seinerzeit in der Stadt, und die Literaten verbrachten die Tage dort, mit Arbeit, mit Gerüchtstreuern, in Zigarrenrauch. Doch auch diese Tradition brachte der Sozialismus zum Verdorren. Schriftsteller wie Péter Zilahy, Übersetzer wie Lajos Adamik arbeiten heute zu Hause.

Immerhin haben in den letzten Jahren viele der Cafés wiedereröffnet: zum Beispiel das berühmte „Centrál“. In dem lang gestreckten, hohen Raum sitzen Budapester und Touristen unter Art-déco-Leuchten an Marmortischen. Kellner mit Weste und Krawatte beobachten aus wachsamen Augen die Gäste. In einer Ecke hat sich ein ungarisches Ehepaar niedergelassen, beide vom Leben zusammengestaucht und mit Altersflecken übersät. Vor ihnen auf dem Tisch ein Sammelsurium von Pillenschachteln und ein halbes Dutzend Wassergläser. Gleich links am Eingang sitzt ein junger Mann allein an seinem Platz. Unrasiert, mit Pferdeschwanz und Castro-Mütze, starrt er eine Weile in die Luft, um dann in rascher Folge ein paar Worte in den Laptop zu hämmern. Dann erneutes Starren, und wieder fliegen die Finger kurz über die Tasten. Es gibt sie also doch noch, die Kaffeehausliteraten,

denkt man auf dem Weg zum Ausgang, und wirft einen kurzen Blick in Richtung Bildschirm. Aber es sind nur Excel-Tabellen darauf zu sehen, mit langen Zahlenreihen. ■

